

Textauszug Buchseiten 233-343 aus:

**Ausländer im 'Arbeitseinsatz' in Wuppertal. Zivile Arbeitskräfte, Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg**

Wuppertal 2003, 636 + XII Seiten, 138 Abbildungen und Zeichnungen, Preis 36,- €.

ISBN 3-87707-609-2

---

**7.2.6 ‚Lagerleben‘ am Beispiel städtischer Läger**

Erkennen müssen wir, daß das Leben der Zwangsarbeiter völlig unterschiedlich ausgestaltet war: Unterschiedlich aufgrund der verschiedenen, je nach Herkunft bzw. Rasse vorgegebenen Bedingungen war, unterschiedlich aufgrund der Bedingungen in den jeweiligen Lagern, unterschiedlich aufgrund der individuellen Verarbeitung der jeweiligen Situation durch die Betroffenen selbst. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Betrachtung der Lebensumstände von Polen und ‚Ostarbeitern‘, denen staatlicherseits die schlechtesten Bedingungen innerhalb der Gruppe der zivilen Zwangsarbeiter zugeordnet waren.

Die Intensität des Druckes, der auf den Lagerbewohnern lastete, hing neben der Größe des Lagers auch von den mit der Lagerbetreuung und -verwaltung beauftragten Menschen ab. Während die Situation in manchen Lagern - relativ gesehen - noch erträglich gewesen sein mag, was insbesondere auf die kleineren Firmenlager zutrifft, so war sie in den großen, oftmals unüberschaubaren Lagern häufig völlig unerträglich.

Dies trifft in Wuppertal auf solche Firmenlager - dann vor allem auch auf staatliche und städtische Läger - zu, die stark von nationalsozialistischem Geist geprägt waren und auf die die Partei in irgendeiner Weise direkt einwirken konnte oder deren Personal unmittelbar dem Einfluß der Partei ausgesetzt war: Hier erwachsen aufgrund der repressiven Bedingungen aus einfachsten Alltagsaufgaben kaum lösbare Probleme. Die dort angetroffenen Lebens- und Arbeitsbedingungen machten den Tagesablauf zu einem rigorosen Überlebenskampf, bei dem sich jeder selbst der Nächste war. Die Menschen in den Lagern veränderten sich oftmals in ihrer Persönlichkeit, und Überlebenswille und Gleichgültigkeit traten an die Stelle von Freundschaften und sozialem Verhalten.

Gerade die Alten, Jungen und Schwachen spürten diese Ausweglosigkeit und waren ihr besonders ausgeliefert. Ein halb betäubtes Dahinvegetieren mit gebrochenem Lebenswillen ist mit den Schlagworten Schicksalsergebenheit, Apathie, Interesslosigkeit zu umreißen und führte manchmal bis zu einer Todessehnsucht, der in einigen Fällen dann auch nachgegeben wurde. Einzelne Fälle von Suizid sind aus verschiedenen Lagern überliefert.

Vitalij Sjomin, damals als Jugendlicher in Langenberg und Velbert eingesetzt, schreibt über diese Wesensveränderungen:<sup>1</sup>

*„Ich hatte im Lager bereits Menschen kennengelernt, deren Glücksvorstellungen jämmerlich eingeschrumpft war, sie träumten von einem Stück Margarine, einer Zigarette oder davon, für einen Tag krankgeschrieben zu werden. Als Gipfel der Seligkeit gilt ein gelungener Kartoffeldiebstahl oder ein Gewinn beim Kartenspiel. Die Bedeutung von Dingen, die zu gewöhnlicher Zeit fast unbemerkt bleiben, steigt ins Unermeßliche.“*

Andere wiederum waren stark genug, sich in dieser menschenverachtenden Umgebung zurechtzufinden, sich zu organisieren und sich einzurichten. Mißstände und Unüberschaubarkeit einerseits, sowie eine Situation andererseits, in der viele Menschen gleicher Nationalität beisammen waren (oftmals sogar aus dem gleichen Herkunftsort), führten dann auch zur Ausbildung einer eigenen ‚Lagerkultur‘.

Darüber hinaus gab es sehr wenige, denen es durch Glück oder durch eigene Geschicklichkeit gelang, die Situation zu ihren Gunsten soweit zu verändern, daß sie - relativ betrachtet - der jeweiligen Situation ein Optimum abringen konnten. Unter Ihnen waren auch häufig jene, die in den Lagern die Dienste von Dolmetschern oder Wachen versahen, Hilfsdienste verrichteten oder ‚Schwarzhandel‘ betrieben.

Über das alltägliche Leben in den städtischen Lagern für zivile Zwangsarbeiter liegen mehrere Aussagen von Zeitzeugen vor, die es ermöglichen, einen - wenngleich auch jeweils sehr subjektiven - Einblick in den Lageralltag zu nehmen.

### 7.2.6.1 Lager Schule Klippe

Der Ukrainer Sergeij B.,<sup>2</sup> kam nach einem mehrtägigen - oder sogar mehrwöchigen - Aufenthalt im Lager am Giebel in das weitgehend mit Männern und Jugendlichen aus Rußland und der Ukraine belegte Lager in der Schule Klippe.

*„Das Essen im Lager war sehr schlecht: Tee und Brot (250 Gramm) gab man uns am Abend für den nächsten Tag. Aber wir haben alles auf einmal aufgegessen. Wir hofften nur auf die deutschen Frauen. Zum Mittagessen haben wir Kohlrüben und Kohlrabi bekommen. Am Abend Tee. Dann verlagerte man uns in die Schule Klippe.*

*Das war ein umzäuntes Steingebäude. Der Kommandant war ein Pole. Das Essen war wieder schlecht, wir hungerten. Der Pole Josef ließ uns zu dreien antreten, und wenn jemand bei der Aufstellung auffiel, schlug er. (...)“*

Die Überlieferungen zur Lagerleitung sind etwas widersprüchlich. Augenscheinlich wurde das Lager unter deutscher Oberaufsicht geführt, die sich polnischer Männer als Wachen und Hilfskräfte bediente. Der gleiche Zeuge weiter:

---

<sup>1</sup> Sjomin, V.: Zum Unterschied ein Zeichen, S. 25

<sup>2</sup> ZZw-07, Sergeij B., Ukrainer

*„Im Lager in der Schule bewachten uns andere Zwangsarbeiter. Sie schlugen uns noch schlimmer und brutaler als die Deutschen. Sie verteilten Margarine und Brot und hielten Ordnung. Die Wache war sehr zuverlässig. Die Deutschen mißhandelten mich nicht, aber die eigenen Mitmenschen.“*

Ebenfalls im Lager Klippe lebte Anatol S. aus Polen, der auch von Wachen berichtet, die aus dem Kreis der Zwangsarbeiter rekrutiert wurden, daß die Oberaufsicht aber von Menschen in SA-Uniformen ausgeübt wurde.<sup>3</sup> Unklar bleibt, ob es sich dabei um städtische Beamte in Uniform handelte oder um die unmittelbare Einbindung eines in Wuppertal beheimateten SA-Sturms. Die Lagerleitung soll ein Mann in SS-Uniform innegehabt haben:<sup>4</sup>

*„Wir sind dauernd unter Bewachung gestanden. Wenn nicht, dann hatten wir ein Lagerbewachung aus eigenen Kräften. Aber bewacht wurden wir immer. Dauerwache durch Deutsche oder Ausländer, ja, ja. Im Lager selbst waren wir frei. (...) Der oberste Chef war ein SS-Mann, dann waren die SA-Leute, dann die Pg.s mit den roten Armbinden. (...) Wie das verwaltungsmäßig vor sich ging, weiß ich nicht. (...) Der Lagerkommandant und alle die Leute, die was waren, das waren Parteileute, also mit Pg-Abzeichen. Wir wurden ja auch nicht aufgeklärt, wurde ja nichts erzählt. Nur per Zufall weiß ich von dem in der schwarzen Uniform, das war SS. Ich weiß die Namen nicht. Die haben sich nie uns vorgestellt, nie gesagt wie sie heißen. Vielleicht habe ich es von einzelnen auch vergessen, aber ich kann nichts dazu sagen. Ich kann nur sagen, was uns augenscheinlich bekannt war, was wir gesehen haben. ‚Antreten, Marschieren.‘ Vorne war der SA-Mann, und nachher bei der Arbeit, wurden wir wieder aufgeteilt in Gruppen zu zwanzig Mann, das wir beaufsichtigt waren, so fünfzehn, zwanzig Mann. (...) Wer die Einsätze gegeben hat, das kann ich Ihnen nicht sagen. Alle nur von der Stadt. Wir waren ja im Auftrag der Stadt beschäftigt. Das war ja städtisch, das war von der Partei, das war ein Haufen, der von der Stadt verwaltet war. (...) Wir waren ja für die Stadt auch da. Haben das Aufräumen der Straßen gemacht. Wir haben praktisch den ganzen Dreck [weg]gemacht innerhalb der Stadt. Wir sind ja Mädchen für alles gewesen. Wir haben zuerst die Straßen enttrümmert, sauber gemacht, später haben wir Industriegrundstücke saubergemacht usw., das ist nun mal so. Wir waren von der Stadtverwaltung auch verwaltet, das war auch Partei. (...) Also wir haben das Pech gehabt, daß wir der Partei unterstellt waren.....“*

Die Abzeichenpflicht wurde im Lager Klippe relativ oberflächlich gehandhabt. Vor allem lag das daran, daß nicht genügend Abzeichen zur Ausstattung aller Oberbekleidungsstücke zur Verfügung standen; jeder hatte nur ein Abzeichen bekommen. Anatol S.:

*„Die Russen [trugen] ‚Ost‘ und wir ‚P‘. Die waren hauptsächlich dafür, wenn sie ausgehen. Aber wann sollte ich denn ausgegangen sein. Auf der Baustelle, da hat dann keiner danach gefragt, verstehen sie. Wenn sie am Schaufeln sind, wenn sie da ihren Rock ausgezogen haben, dann trugen sie schon kein ‚P‘ mehr. Die haben uns gar nicht mehr [Abzeichen] gegeben.“*

Sonntags wurde nicht gearbeitet, der Sonntag war der einzige Tag der Woche, an dem die Lagerbewohner selbständig das Lager verlassen durften. Wegen der repressiven Lebensbedingungen gab es allerdings nur geringe Möglichkeiten, etwas zu unternehmen. So beispielsweise Besuche in anderen Lagern, wie sie Sergeij B. aus der Ukraine schildert:

---

<sup>3</sup> Denkbar ist, daß die Zeugen sowohl hier im Fall Schule Klippe wie auch beim unten geschilderten Fall Schule Kleestraße die Zeit im Wuppertaler Lager mit der sich daran anschließenden Zeit an der Westfront verwechseln, wo laut mehrfacher Aussage Wuppertaler SA-Männer als Aufsichtspersonen agierten.

<sup>4</sup> ZZw-01, Anatol S.

*„Sie haben nach dem Lager Markomannenstraße gefragt. Ich war dort nicht, aber die Jungen, mit denen ich im Zug gefahren bin, waren dort. Aus dem Lager am Giebel brachte man uns in die Straße Klippe und sie in die Markomannenstraße. Die Lebensbedingungen bei Ihnen waren folgende: genau wie bei uns. Ich wohnte dort nicht, aber ich habe meinen Freund dort sonntags besucht.“*

Und in einem anderen Schreiben:

*„Wir konnten unser Lager sonntags verlassen und besuchten das Lager ‚Spinnunja‘. Dort wohnten unsere Mädchen und Franzosen. Sonntags arbeiteten wir nicht, am Samstag bis 13 Uhr. Die Deutschen hatten ‚eiserne Ordnung‘.“*

Anatol S. wurde an manchen Sonntagen zum Entladen von Güterzügen befohlen:<sup>5</sup>

*„Nein. Jeden Sonntag haben wir nicht gearbeitet. Aber sie wissen doch, wenn sie die ganze Woche ausgemergelt waren, da waren sie froh, einen Tag sich ein bißchen ausruhen zu können, ein bißchen zu Kräften kommen zu können. Allzuviel rausgehen, das gab es nicht. (...) Wie gesagt, sie waren ja so [mit sich selbst] beschäftigt, sie waren so entkräftet, daß selbst wenn man ausgehen konnte [sie lieber im Lager bleiben]. Sie konnten auch nirgendwo hingehen. Wo sollten sie hingehen? Erstens haben wir kein Geld gehabt und zweitens waren sie so entkräftet. Sie waren froh, daß sie sich ein bißchen ausruhen konnten.“*

Da während des Krieges Nahrungsmittel für die zivile Bevölkerung nur in begrenzten Mengen zur Verfügung standen und man diese kriegsbedingte Unterversorgung durch zusätzliche Beschränkungen für die ‚Ostarbeiter‘ noch weiter drastisch verschärft hatte, war die permanente Unterernährung, vor allem aber das unentwegte Hungergefühl eines der größten Probleme der zivilen Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion. Bemerkenswert ist - so die Aussage von Anatol S. -, daß die wenigen polnischen Bewohner des Lagers Klippe genauso behandelt wurden wie die Mehrzahl der dort lebenden ‚Ostarbeiter‘ und nicht etwa in den Genuß der etwas besseren Lebens- und Arbeitsbedingungen kamen, die das abgestufte System für sie vorsah. Anatol S.:

*„Das war das Schlimmste: das Essen. Die Menschen waren schnell ausgemergelt, entkräftet. (...) Sie bekamen morgens etwas warmes Wasser als Tee. Wenn sie den getrunken haben, da haben sie solche Magenschmerzen bekommen. Praktisch waren es zwei Mahlzeiten am Tage. Mittags eine Kohlsuppe und abends haben sie ein Stück Brot bekommen, das ist alles. Zweimal praktisch. Sie befanden sich in völliger Hoffnungslosigkeit, apathisch, jeder war sich selbst der Nächste, keine Solidarität. [Das] Schlimmste war der Hunger, [die] Gedanken kreisten unentwegt nur ums Essen.“*

Mehrere Zeugen berichten, daß in unmittelbarer Nähe der Schule Klippe eine Müllkippe war. Anatol S. hatte das Lager verlassen ohne vorher zu fragen und war zu dieser Mülldeponie gegangen, um nach Essensresten zu suchen. Von dort holte ihn ein Wächter weg und verprügelte ihn wegen seines eigenmächtigen Verlassens des Lagers. Sergeij B. wiederum berichtet, daß sie Hausruinen durchstöbert hätten, immer auf der Suche nach etwas Eßbarem. Auch habe ihm sein Freund gezeigt, wie man Brot ‚organisiert‘.

*„Einmal ging ich mit meinem Freund Iwan Nikitin bei Frauen um Brot zu bitten. Wir gingen die Treppe runter.<sup>6</sup> Unten gab's einen Brotladen und noch eine Kneipe. Mein Freund hatte mir beigebracht, wie man das macht: ‚Pani, giben Brotmarke.‘ Er hat [dabei] sein Gesicht verzogen, daß ich lachen*

---

<sup>5</sup> ZZw-01, Anatol S.

<sup>6</sup> Augenscheinlich ist hier die Treppe gemeint, über die man von der Straße Klippe aus Oberbarmen erreichte.

*mußte. Ich lachte und stand immer an der Seite. Er bekam aber diese Brotmarken. Aber wenn eine [Frau] an mir vorbeiging, konnte ich einfach kein einziges Wort herausbringen und bekam [daher] gar nichts. Wir kauften Brot und aßen es sofort auf. In [unserem] Raum lebten 50 Leute. Wenn man das Brot bis zum Morgen aufbewahren wollte, so wurde es sofort geklaut. Das Brot war mit Sägemehl drin. Wenn man es mit dem Messer anschnitt, fiel es immer runter.*

Über seinen besten Freund Iwan berichtet Sergeij B. weiter:

*„...mein Freund Wanja (...), das war ein echter Freund. Man gab uns am Abend Brot für den nächsten Tag aus. Wir [anderen] aßen alles [direkt] auf; er aber bewahrte sein Brot bis zum Morgen auf, dann brach er ein Stück ab und reichte es mir. Aber ich nahm es nie. Wer könnte es schon annehmen?“*

Anatol S. erinnert sich noch an sein ‚Festessen‘ zum Weihnachtsfest 1943/44. Er sei von Oberbarmen die Treppen zur Straße Klippe hinaufgestiegen und habe Fischrogen gegessen, den er in Oberbarmen gekauft hatte.

Wer nicht mehr arbeitsfähig war, der wurde eines Tages abgeholt. Wohin diese Leute kamen, ob sie starben oder wieder aufgepäppelt wurden, darüber wußten die Zeugen nichts. Anatol S.:

*„Wissen sie, das hat ja auch gar nicht gestört [das Kameraden auf einmal verschwunden waren], vielleicht sind sie der nächste. (...) Sie waren ja selbst so beschäftigt, (...) nur um etwas Eßbares zu kriegen, weil das alles viel zu wenig war. Sie waren den ganzen Tag draußen. Sie guckten, ob sie eine Rübe kriegten oder egal was, nur damit sie was in den Magen kriegten. Was wollten sie bloß machen? (...) [Die Stimmung im Lager,] ...das war mehr auf ‚Einzelkampf‘ ausgerichtet, wegen der Verpflegung. Jeder Mensch hat nur überleben wollen. Da ist die ganze Freundschaft nicht mehr gegeben. Von Feindschaft kann man nicht sprechen, aber von Freundschaft auch nicht. Es ging nur um Brot und Arbeit, um den Krieg zu überleben. Dafür war zuviel Hunger. Es war zuwenig was wir bekamen. Sie guckten wo sie etwas Eßbares, ganz egal wie, her bekamen.“*

Spürbare Verbesserungen wurden dann in der in der zweiten Kriegshälfte wahrgenommen. Die Aussage zweier Zeugen, es sei „nach Stalingrad“ besser geworden, ist sachlich falsch. Beide kamen erst „nach Stalingrad“ ins Deutsche Reich und kannten die Zeit davor nicht. Hingegen ist der Sinn dieser Aussage jedoch richtig: Je deutlicher sich eine deutsche Niederlage abzeichnete, desto mehr war man bereit, von den rigorosen Restriktionen abzurücken. Sergeij B.:

*„Man behandelte uns besser, sonntags bekamen wir sogar Nudeln. Und die Deutschen sagten immer: ‚Hitler kaputt‘, und man begann, uns in die Stadt zu lassen und sie ließen uns mehr Freiheit. Aber wenn man um 6 Uhr nicht im Lager war, kriegte man seine 250 Gramm Brot nicht. Ein Polizist [Wachmann] wird es schon aufessen.“*

Sergeij B. auf die Frage, ob er - im zahlenmäßig relativ großen Lager - Kontakt mit anderen hier zu Wort gekommenen Zeugen gehabt habe:

*„Und jetzt zu Anatol S. Ich habe ihn nie getroffen, ich kenne ihn nicht. Aber ich beurteile nach seiner Erzählung und sage: Das alles stimmt. Es gab eine Küche im Hof, es gab auch ein Waschbecken [im Hof] und eine Müllkippe. Ich wühlte dort jedes Wochenende, aber niemand verjagte uns. (...) Ich muß aber noch sagen: S. übertreibt ein bißchen. Ich habe keine Tuberkulosekranken gesehen und tote Menschen auch nicht. Es gab nur ausgehungerte Menschen, alle dachten nur daran, wo sie ein Stück Brot finden konnten. Zum Kranksein gab es keine Zeit.“*

Die hygienischen Bedingungen waren im Lager Klippe sehr schlecht. Zu den schlimmsten Erinnerungen an die Zeit im Lager Klippe zählen die unendlich vielen Läuse, die die Menschen, die derart hart arbeiten mußten, auch nachts nicht zur Ruhe kommen ließen. Die strikten Hygienebestimmungen und häufigen Entlausungen, zu denen die Firmen aufgefordert wurden, fanden hier, in einem Lager der öffentlichen Hand, keine Resonanz. Anatol S. :

*„Sie konnten sich nicht pflegen. Wir saben aus - schwarz! Man hatte auf dem Hof so ein paar Kräne installiert und unter den Kränen so einen Trog, wo sie sich das Gesicht waschen konnten. Duschen, das gab's nicht. Das haben wir überhaupt nicht gekannt. Man hat uns - ich glaube zweimal - entlaust. (...) Sie müssen denken: Wenn Sie wenig zu Essen kriegen und den ganzen Tag arbeiten, da waren die Leute entkräftet, ausgemergelt. Die Leute ließen des nachts das Wasser unter sich gehen, weil sie zu schwach waren aufzustehen.“*

Dem Einnässen aus bloßer Erschöpfung heraus entspricht auch das Verhalten bei Bombenangriffen. Splittergräben oder Schutzräume gab es für das Lager Klippe nicht, daher suchten einige bei Alarm Schutz auf dem unterhalb liegenden Bahnkörper, viele blieben aber einfach liegen, völlig erschöpft und apathisch.

#### 7.2.6.2 Jugend-Lager Schule Kleestraße

Das Lager in der Schule Kleestraße war sowohl im Schulgebäude wie auch in der dazugehörigen Turnhalle eingerichtet worden. Einige Facetten des Lebens im Lager Schule Kleestraße sind bereits ausführlich im Tagebuch des Sergej Michailowitsch Baschew beschrieben.<sup>7</sup> Was sich allerdings in dieser Deutlichkeit weder hier noch in anderen Aussagen finden läßt ist die Tatsache, daß es sich beim Lager Kleestraße um ein reines Jugendlager handelte: nahezu ausschließlich waren hier 16 bis 18jährige Jugendliche untergebracht, eine Ausnahme bildeten eine handvoll Leute, die etwas über 20 Jahre alt waren.<sup>8</sup> Sie waren auf der Flucht gewesen und hatten Aufnahme im Lager gefunden.<sup>9</sup> Dort verstärkten sie die Mannschaft für den Lagerdienst, machten z.B. Schuhmacherarbeiten. Die Masse der Lagerbewohner gehörte zum Jahrgang 1926 und stammte aus der ukrainischen Großstadt Nikolajew oder ihrer unmittelbaren Umgebung. Im Lager in der Kleestraße hielt man strenge Disziplin:<sup>10</sup>

*„Niemand wollte Fußstritte oder Genickstöße bekommen. Unter den Lagerbewohnern selbst, herrschte ein freundlicher Ton; wo nicht, da vertrug man sich wenigstens miteinander und jeder half jedem.“*

---

<sup>7</sup> Baschew, S.: Tagebuch, S. 3-7

<sup>8</sup> ZZw-08, Boris Ch.

<sup>9</sup> Die Lagerleitungen waren oft dankbar über solchen ‚Zuwachs‘, füllten diese ‚Illegalen‘ doch zahlenmäßig die Fehlbestände aus Fluchten auf, wofür sich die Lagerleitungen zu verantworten hatten.

<sup>10</sup> ZZw-13, Nadeschda K.

Wie im Lager Klippe auch, bediente sich auch hier die Lagerleitung polnischer Arbeiter als Wachen und Dolmetscher. Ebenso wie im Fall des Lagers Klippe war als Bewachung mutmaßlich auch SA involviert:<sup>11</sup>

*„Wir standen unter dem Kommando von Offizieren in gelber Uniform mit Hakenkreuz auf dem Ärmel.“*

Lagerleiter in der Kleestraße war zeitweilig ein Deutscher namens „Otto“,<sup>12</sup> der von mehreren Zeugen vielfach auch nur als „Chef“ bezeichnet wird. Eine Zeugin erinnerte sich, daß er ein „sehr guter Mensch“ gewesen sei.<sup>13</sup> Letztlich wurde der Lagerchef „Otto“ dann aber zur Wehrmacht eingezogen. Als er davon erfuhr, so Boris Ch., soll Otto geweint haben. Er kam zuletzt noch einmal ins Lager, um sich von den Russen zu verabschieden. Sein Nachfolger wurde der unbeliebte Lagerchef „Max“, der körperbehindert war und ein Bein nachzog, ebenfalls „Chef“ genannt. Den „Chef“ - hier ist wahrscheinlich „Max“, der Nachfolger von „Otto“, gemeint - hat Baschew in keiner guten Erinnerung. Über das Lager weiß er zu berichten:<sup>14</sup>

*„Im Lager herrschte eine strenge Disziplin. Zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt war Sperrstunde und niemand durfte sich mehr auf dem Lagergelände sehen lassen. Alle mußten auf ihren Pritschen liegen. Unter jedem Stockbett mußten drei Paar Schuhe stehen, aber so, daß man sie sehen konnte, weil der „Chef“ abends seine Kontrollgänge machte. Einige von uns, darunter auch ich, wurden aus der Baracke [hier gemeint: Schulturnhalle Kleestraße] in die Klassenzimmer verlegt. Im Zimmer standen 13 dreistöckige Betten für 39 Menschen. Zwischen diesen Betten war ein schmaler Gang zur Tür. Die Toilette befand sich im ersten Stock. Man durfte nur einzeln gehen und mußte sehr vorsichtig sein, um mit den Fußblöcken keinen Lärm zu machen. Wer laut war, bekam einen Schlag mit der Peitsche vom „Chef“ der aus seinem Zimmer stürzte.“*

Auch hier soll es, wie bereits für das Lager Klippe berichtet, nur zweimal täglich etwas zu essen gegeben haben. Ausführlich schreibt darüber Nadeschda K.:<sup>15</sup>

*„Die Ernährung war so berechnet,<sup>16</sup> daß wir am Leben blieben und arbeiten konnten. Man kochte [für uns] eine dunkle Suppe aus verfaulten oder zerfrorenen Kohlrüben oder Kobl. Manchmal waren sogar Raupen drin. Das Brot enthielt Sägemehl. Ein Brot für sechs Leute. Das Mittagessen bestand manchmal aus einem Glas gekochter Brennnessel. Da wir ständig Hunger hatten, kann man verstehen, daß die Ernährung schlecht war. Unser Menü beschrieb ich schon oben. Das war [nur] dadurch immer verschieden, daß wir in den verlassenen Gärten oder in Mülltonnen etwas Eßbares fanden. Oder jemand von den Deutschen gab uns ein Butterbrot. Was Kartoffeln betrifft, kann ich mich nicht erinnern, daß wir sie irgendwann einmal aßen. An den Feiertagen gab es Kartoffelsuppe, aber Kartoffeln konnte man darin kaum entdecken. Karotten habe ich nie gesehen, ich dachte schon, sie wüchsen in Deutschland nicht. Eine zeitlang waren die Lebensmittel von guter Qualität. Das war zu der Zeit, als der Chef der ‚Kinderreiche Vater‘ war. Aber er war nicht lange Chef. Danach wurde der ‚Tote Kopf‘ unser Chef.*

---

<sup>11</sup> Baschew, S.: Tagebuch, S. 28 (Frage 14)

<sup>12</sup> ZZw-08, Boris Ch.

<sup>13</sup> SAW, Sammlung von Zeitzeugenberichten und Anfragen, Aleksandra Vasilevna R.

<sup>14</sup> Baschew, S.: Tagebuch, S. 5

<sup>15</sup> ZZw-13, Nadeschda K.

<sup>16</sup> Original: „die Ernährung wurde dazu gerechnet, damit wir am Leben blieben“

*Und ab jener Zeit hatten wir unsere ‚Bartholomäus-Nächte‘. Wir bekamen einen Laib Brot für 8 Menschen pro Tag.“*

Boris Ch. schildert, daß das gesamte Lager in der Kleestraße - so wie es schon Anatol S. über das Lager Klippe berichtet - schrecklich unter Ungeziefer, Läusen, leiden mußte. Nur mit List konnten die Lagerbewohner den „Chef Otto“ dahin bringen, für sie eine Entlausungsprozedur vorzunehmen; auch schreibt er, daß sie hinterher sehr stark unter den Desinfektionsmitteln zu leiden hatten:<sup>17</sup>

*„Ja, wir waren einmal in der Banja [hier gemeint: Desinfektionsanstalt]. Ich muß sagen, die Läuse gaben uns keine Ruhe. Abends zogen wir uns nackt aus und versuchten diese Insekten zu zerquetschen. Aber es war ein ungleicher Kampf. Der Chef des Lagers, Otto, nannte sie ‚Spione‘. Wir sagten ihm, daß die Läuse uns allmählich auffressen würden; darauf lachte er nur. Dann sammelten wir eine Menge von diesen ‚Spionen‘ und steckten sie unbemerkt dem Chef [zu]. Erst danach führte uns in die Banja in dem Stadtteil Sonnborn. Alle unsere Kleidung wurde sehr hoch erhitzt,<sup>18</sup> und im Lager wurden alle Zimmer und auch die Sporthalle mit Gift besprüht. Erst spät in der Nacht kamen wir endlich ins Bett. Obwohl die Fenster die ganze Nacht offen standen, konnten wir nur schwer atmen. Am Morgen, als wir aufwachten, hatten wir alle Kopfschmerzen. Das war die Banja.“*

Daß sich dann etwas bewegte, wenn die Lagerleitung persönlich involviert war, wird auch aus der Aussage von Nadeschda K. deutlich:<sup>19</sup>

*„Wenn jemand Zahnschmerzen hatte, [mußte man] sich nur an den Chef wenden und er schickte sofort einen Dolmetscher und den Kranken zu einem Arzt, weil der Chef selbst sehr oft an den Zahnschmerzen litt und immer Mitleid hatte mit den Menschen, die Zahnschmerzen hatten.“*

Wegen der schlechten Wasch- und Duschgelegenheiten im Lager Kleestraße ging Boris Ch. mit einem anderen Russen, der ein paar Brocken französisch sprach, ins Stadtbad auf der Bleiche zum Schwimmen. Sie trennten sich zu diesem Zweck das Ost-Abzeichen ab und machten sich als ‚Franzosen‘ zurecht, mit Baskenmütze und Aktentasche. Handtücher ‚organisierten‘ sie sich in der Badeanstalt.

Ein sehr großes Problem war auch die medizinische Versorgung von schlecht heilenden Wunden, die sich aus kleinen, nicht behandelten Verletzungen entwickelt hatten:<sup>20</sup>

*„Unsere Verbände mußten wir jeden Abend waschen. Eigentlich waren das keine Verbände, sondern lange Lappen. Die Sache bestand darin, daß unsere Beine immer naß waren. Und als es kalt wurde, waren sie von Geschwüren bedeckt. Unsere Beine begannen zu faulen [und] die Hosen klebten an den Wunden fest; darum waren wir gezwungen, unsere Beine zu verbinden. Wir wandten uns an die Krankenschwester, die in der Firma arbeitete, damit sie uns richtige Verbände gäbe. Aber außer einem Fläschchen mit einer schwarzen Salbe bekamen wir nichts. Jeder [von uns] hatte zwei bis fünf Geschwüre an den Beinen, darum reichte dieses [eine] Fläschchen sogar nicht einmal für alle. Also, wir konnten keine [neuen] Verbände besorgen, darum mußten wir abends unsere alten Verbände waschen, sie trocknen und des morgens wieder damit unsere Beine verbinden.“*

---

<sup>17</sup> ZZw-08, Boris Ch.

<sup>18</sup> original: Man briet unsere Kleidung durch

<sup>19</sup> ZZw-13, Nadeschda K.

<sup>20</sup> ZZw-08, Boris Ch.



Baschew erinnert, daß die Sonntage auch dazu dienten, die geringe Kleidung wieder herzustellen und zu reparieren, um sie für die nächsten Tage wieder gebrauchen zu können. Sein Freund Boris Ch. ergänzt dazu, daß große Probleme besonders bei der Erhaltung des Schuhwerks bestanden:<sup>21</sup>

*„Als wir unser Zuhause verließen, gaben uns unsere Eltern alle nötigen Sachen mit. Aber nach ein paar Monaten, gingen unsere Schuhe wegen des ständigen Regens kaputt. Einige umwickelten ihre Beine mit Fußlappen. Abends kamen alle mit nassen Füßen ins Lager, darum hatte der Chef zwei Mann für die Schuhreparatur bestimmt. Aber sie bekamen dafür keine Werkzeuge und hatten nichts außer einer selbstgebastelten Able, Schustergarn und großen Nadeln. Erst später besorgten sie sich einen Hammer, Nägel und ... [„lanka“]. Aber die auf solche Weise reparierten Schuhe konnten nicht lange halten, weil wir auf dem Bau arbeiteten, [wo] alles schnell kaputt geht. Einige hielten ihre Schuhe mit einer Schnur an den Füßen zusammen, die anderen mit einem Draht. Der Chef besorgte irgendwo einige Paar Schuhe mit Holzsohlen. Der Stoff oben war immer naß, denn die Herbstregen wurden durch kalte Winterregen und Winterregen durch Frühlingsregen ersetzt. Die Leute kamen immer ‚naß bis auf die Haut‘, wie man sagt, von der Arbeit. Zwar bekamen einige von uns diese Holzschuhe, niemals aber Arbeitskleidung.“*

Arbeitseinsätze wurden sonntags nur ausnahmsweise vorgenommen, allerdings arbeiteten einige Zwangsarbeiter bei deutschen Privatleuten. Andere machten Besuche in Krankenhäusern, in anderen Lagern oder bei deutschen Bekannten. Spaziergänge ins nahe Murmelbachtal waren möglich, zu einem Teich mit Enteninsel. Zu den wenigen Dingen, deren Bezug nicht geregelt oder über das Markensystem gesteuert war, gehörte auch das Kahnfahren auf diesem Teich, das sich die ‚Ostarbeiter‘ des Lagers Kleestraße - so Boris Ch. - hin und wieder leisten konnten. Zu den wenigen Freizeitvergnügungen gehörte auch ein rascher Kneipenbesuch bei „August“. August war etwa siebzig Jahre, aber eine sehr stattliche und schöne Gestalt. Er verwahrte die Kippen aus den Aschenbechern für ‚seine‘ Ostarbeiter. Wer wollte, der konnte bei August in der Küche auch eine Tasse Bouillon bekommen.<sup>22</sup>

*„Der einzige Ort, wo man in unserem Stadtteil Geld ausgeben konnte, war eine Kneipe nicht weit vom Lager. Dort konnten auch Russen Bier trinken. In anderen Kneipen konnte man nicht erwarten, etwas zu bekommen. Der Besitzer war ein großer Deutscher namens August. Er war immer freundlich seinen Kunden gegenüber. Deutsche kamen, setzten sich an die Tische und unterhielten sich. Wir blieben immer am Tresen stehen. August wußte, wer und welches Bier trank. Er stellte es sofort auf die Theke und sagte: ‚Zum Wohl!‘ Wir dankten ihm, tranken unser Glas leer und verabschiedeten uns. August erzählte, er sei Antifaschist. Ein paar Mal wurde er zur Gestapo bestellt und dort verhört. Aber jedes Mal ließen sie ihn frei. Wir wußten, daß viele Deutsche für die Gestapo arbeiteten. Aber August hatte unser Vertrauen. Manchmal erzählte er uns, welche Stadt in der Nacht [zuvor] bombardiert worden war. Wir kriegten das mit, weil nachts die Fensterscheiben zitterten und man das Feuer weit sehen konnte. Aber wir drehten uns auf die andere Seite und schliefen weiter. (...) Die Kneipe von August und unsere Schule wurden am Ende des Krieges durch Bombenangriffe zerstört. Den [Familien-] Namen von August kenne ich nicht. Wie ich seine Grab finden kann, um mich davor im Namen von uns allen zu verbeugen, weiß ich auch nicht. (...)*

---

<sup>21</sup> ZZw-08, Boris Ch.

<sup>22</sup> ZZw-08, Boris Ch. - Aufgrund der Situationsbeschreibung einschließlich einer Besichtigung durch den Zeugen selbst, muß es sich um die Gaststätte August Westermann, Rübenstraße 60 / Ecke Gosenburg, gehandelt haben.

Boris Ch. berichtet sehr ausführlich über das Leben der ‚Ostarbeiter‘, wie es sich im Lager Schule Kleestraße und dessen Umgebung abspielte. Aus diesem Grund soll hier als ‚Momentaufnahme‘, die sich real aber über ein paar Wochen von Ende 1944 bis Februar 1945 hinzog, eine ausführliche Erzählpassage folgen, wie sie Herr Ch. freundlicherweise teils brieflich übermittelte, teils mündlich im Gespräch mit dem Autor äußerte:

An einem Tag - es muß Ende des Jahres 1944/Anfang 1945 gewesen sein - sagte einer der russischen Dolmetscher zu Boris Ch., er solle nicht arbeiten gehen, sondern sich im Lager zur Verfügung halten, weil ihn ein Beamter der Polizei vernehmen wolle. Der Polizist - mutmaßlich ein Kriminal- oder Gestapobeamter - kam tatsächlich ins Lager und befragte ihn über einen ihm unbekanntem russischen Mann von dunklem Aussehen. Weil Boris Ch. diesen „Schwarzen Peter“ nicht kannte, der Polizist ihm das jedoch nicht glaubte, nahm er ihn kurzerhand mit auf eine Polizeiwache und von dort zum Polizeipräsidium.

*„Sechszwanzig Leute wurden bei der Gestapo geschlagen. Abends kamen sie in die Zelle zum Schlafen und morgens mußten sie wieder an die Arbeit. Pjotr hat versprochen, daß er sie auf dem Weg zum Konzentrationslager erwürgen wolle. Und er war ein kräftiger Mann. Einmal, während des Verhörs, zerriß er seine Handfesseln, als er geschlagen wurde. Von der Gestapo aus brachte man uns in die Bachstrasse. Dort saßen wir in verschiedenen Zellen. Ich konnte wie durch ein Wunder fliehen. Das Schicksal von Pjotr ist mir unbekannt. Ich floh einen Tag bevor der Abtransport in ein Konzentrationslager in Österreich losgehen sollte; in ein Bergwerk, wie mir ein gefangener Deutscher erzählte.“*

Boris Ch. wurde in den nachfolgenden Tagen ständig verhört und dabei auch mit Gummiknüppeln verprügelt. Danach kam er in das Gefängnis in der Bachstraße. Täglich ging es von der Bachstraße aus gemeinsam mit deutschen und ausländischen Häftlingen zur Arbeit auf eine Baustelle. Dort bauten die Gefängnisinsassen auf einem abgezäunten, mit einem provisorischen Wachturm und einer Schranke versehenen Areal, kleine ein- bis anderthalbgeschossige Häuschen oder Behelfsbauten, augenscheinlich für den Eigenbedarf von Polizei, Gestapo oder als private Unterkünfte für Polizistenfamilien.

Die Baustelle soll in dem Viertel zwischen Eisenbahn und Kothener Busch, Oberbergischer Straße und Nesselstraße gelegen haben. Kolonnenweise marschierte man täglich zum Mittagessen ins Polizeipräsidium. Auf diesem Weg kam Boris Ch. jeweils zweimal an einer anderen Baustelle vorüber, die an einer der Nebenstraßen zwischen Polizeipräsidium und Barmer Bahnhof lag.<sup>23</sup> Dort wurde - kurz vor Kriegsende - von ‚Ostarbeitern‘ ein Restaurant im Auftrag des Hoteliers Heinz Autze errichtet, Pächter des Wuppertaler Hofes. Für eine solche, allen Verbotsregelungen zuwider laufende Privatbaumaßnahme, mußte entweder ein sehr großes öffentliches Bedürfnis bestanden haben oder der Bauherr besaß einen wirklich guten Draht zur Partei. Eines Tages

---

<sup>23</sup> mutmaßlich: Oskarstraße

erfuhr Boris Ch. von einem deutschen politischen Gefangenen, daß sie alle am nächsten Tag in ein KZ nach Österreich gebracht werden sollten, um in einem Bergwerk zu arbeiten. Als er an diesem Tag auf dem Weg zur Baustelle zusätzlich noch von einem Begleitposten getreten wurde weil er eine Zigarettentippe aufhob, stand sein Entschluß fest. Er würde fliehen. Das war allerdings sehr schwer, denn immer mußten zwei Häftlinge zusammenarbeiten, beobachtet von einer Wache. Es hieß: Wer sich mehr als sechs Meter von seinem unmittelbaren Arbeitsplatz entfernt, wird sofort erschossen. Boris' Arbeitspartner hieß Stefan, vermutlich war er Pole. Weil Stefan Angst vor dem Scheitern einer Flucht hatte, unternahm Boris einen eigenen Versuch. In einem Moment der Unaufmerksamkeit der Wache schlüpfte er durch das die Baustelle umgebende Gebüsch und mußte mit Entsetzen feststellen, daß sich dort ein Graben sowie ein dichter und hoher Stacheldrahtzaun befand. Einem unglaublichen Glücksfall verdankte er es, daß er heil am Zaun entlang bis zum Eingang des Baugrundstücks laufen und so entwischen konnte. Noch heute ist er verwundert, daß man - obwohl seine Flucht direkt bemerkt wurde - nicht hinter ihm her schoß.

Er lief den ihm bekannten Weg zurück in Richtung Polizeipräsidium, überquerte die Bahn und kam an der Restaurant-Baustelle vorüber. Dort halfen ihm die Russen und versteckten ihn im Dachgeschoß des Neubaus, wo er mehrere Tage verbrachte. Hier erfuhr von den dort arbeitenden ‚Ostarbeitern‘, daß der Bauherr ein junger Mann von etwa 25 Jahren war, den man eigentlich zum Militär einberufen hatte. Sein Vater - „*ein sehr reicher Mann*“ - soll erreicht haben, daß er anstatt seines Sohnes einrücken konnte. Er kam an die Ostfront und wurde auf der Krim stationiert; dort hatte er schon einen Platz erkundet, wo die Familie im Frieden ein Hotel errichten wollte. So hörte das Boris Ch. von den Russen, die ihn versteckten. Er lernte den Bauherren auch selbst kennen, der einen sehr guten Kontakt zu seinen Arbeitern besaß. Er wohnte in unmittelbarer Nähe der Baustelle und hatte erreicht, daß die Arbeiter nach der Arbeit dort bleiben konnten. Sie bekamen Essen und der Hotelier schleppte Kisten mit Wein und Sekt heran, möglicherweise gerettete Altbestände des Wuppertaler Hofes. Er stellte nur eine Bedingung: alle mußten morgens wieder pünktlich die Arbeit aufnehmen.

Nach mehreren Tagen verließ Boris Ch. sein Quartier und organisierte sich ein neues Versteck. In unmittelbarer Nachbarschaft von Opernhaus und Wuppertaler Hof, möglicherweise in den zerstörten Gebäuden der alten Ibach-Klavierfabrik, fand er einen unversehrten Keller, dessen Eingang versteckt zwischen den Trümmern lag. Das größte Wunder: durch diesen Keller liefen die Dampfheizungsrohre des städtischen Heizkraftwerks am Clef und die Versorgung war trotz der Zerstörung des Hauses nicht abgestellt; die Heizung lief mit voller Kraft. In der kalten Jahreszeit saß Boris etliche Tage in seinem Keller, schwitzend aber ohne jede Nahrung. In dieser Situation knüpfte Boris Ch. wieder Kontakte zu seinen Freunden im Lager Kleestraße an.

An einem Samstagabend gingen die Jungen ins Lager und ich entschied mich, sie ein bißchen zu begleiten.<sup>24</sup> Im Hof traf uns Valentin,<sup>25</sup> ein Dolmetscher vom ‚Chef‘ mit dem Spitznamen ‚Belij‘ [=Blonder]. Er unterhielt sich mit einem blonden Mädchen: Das war Valentina aus der Likörfabrik.<sup>26</sup> Ich hatte gehört, daß der Dolmetscher sich mit einem Mädchen trifft, aber ich hatte sie nie zuvor gesehen. Sie trug ein hellbraunes Kleid und ihre blonden Haare rahmten ihr schönes Gesicht ein. Wir kamen näher heran und grüßten sie. Valentin stellte mich vor, die anderen kannten sich schon. Valentin entschuldigte sich und sagte, daß der Chef auf ihn warte und ging weg. Ich verabschiedete mich von den Jungen. Sie blieben im Lager und ich wollte weggehen. Die Valentina wollte ebenfalls das Lager verlassen. Ich wußte, daß sie nicht weit vom Lager wohnte und ich schlug ihr vor, sie zu begleiten. Untermwegs erzählte sie, daß sie und ihre Cousine in der Mineralwasserfabrik wohnten und arbeiteten. Valentina erwies sich als eine gesprächige Partnerin. Sie erklärte, daß sie früh schlafen möchte, denn morgens früh verschlafen sie immer und dann müßten sie mit dem zur Arbeit laufen, was sie gerade anhaten. Als ich sie fragte, warum sie keinen Wecker benutzen würden, antwortete sie, daß sie keinen hätten. Ich versprach, ihr am nächsten Tag einen Wecker zu bringen und wir verabredeten uns bei August.<sup>27</sup> Die Zeit verging wie im Fluge und dann standen wir schon vor der Mineralwasserfabrik, wir verabschiedeten uns von einander und ich ging. Am nächsten Tag habe ich mich mit den Kameraden getroffen und wir gingen in die Kneipe von August, ein Bier zu trinken. Als wir unser Bier fast schon ausgetrunken hatten, kam Witka ‚Hinkebein‘, der Dolmetscher in die Kneipe hinein. Sein Erscheinen bedeutete etwas Schlechtes, er hatte einen üblen Ruf. Weil sie das Bier ausgetrunken hatten, standen meine Kameraden auf. Witka flüsterte Boris etwas zu: Daß wir schnell weg müßten, weil wir sonst festgehalten würden. Boris,<sup>28</sup> hinter ihm Wolodja und dann Grischa schlüpfen durch die Tür in den Korridor von Augusts Wohnung und kamen dann in einer anderen Straße wieder heraus.<sup>29</sup> Ich trank mein Bier zu Ende und stand auch auf. Durch denselben Korridor schlüpfte auch ich in die Straße, die auf der anderen Seite der Kneipe vorbeiführte. Witka das ‚Hinkebein‘ kannte mich vorher nicht. (...)

Als ich dann draußen stand, sah ich meine Kameraden nicht. Im Vorbeigehen sah ich, daß in der anderen Straße, an der die Kneipe lag, drei Personen in Zivilkleidung standen. Sie hatten uns am Kneipeneingang erwartet. Bald kam Witka heraus und einer von denen ging zu ihm. Sie hatten wahrscheinlich damit gerechnet, uns dann festzunehmen, wenn wir herauskämen. Endlich kam Valentina und wir entfernten uns zusammen von der Kneipe von August. Ich erzählte ihr nichts. In der Zwischenzeit hatten meine Kameraden Nadja getroffen und sie beauftragt,<sup>30</sup> da sie mich aus den Augen verloren hatten, in Erfahrung zu bringen, ob ich noch in der Kneipe sei. Nadja machte die Türe der Kneipe auf und merkte, daß dort nur Witka mit seinem Hund war. Sie warf die Tür schnell zu und lief weg. An jenem Tag standen viele Leute an der Haltestelle,<sup>31</sup> und die, die Nadja nachliefen, verloren sie in dem Gewimmel.

Ungefähr nach 2 bis 3 Stunden gingen Valentina und ich zurück zur Mineralwasserfabrik. Zwei Männer mit einem Hund kamen auf uns zu und richteten ihre Pistolen auf uns. Ich versuchte zu flüchten und der Hund jagte hinter mir her. Aber plötzlich krachte es und der Hund blieb stehen. Ich fühlte etwas Warmes an meiner Hand und begann noch schneller zu laufen. Einer verfolgte mich, zum Glück ohne den Hund, doch ich konnte den Verfolger abschütteln. Wie ich später von den Kameraden

<sup>24</sup> Gemeint ist: Sie kehrten ins Lager Kleestraße zurück.

<sup>25</sup> Valentin war der Lt. Baschew, Tagebuch, S. 5, der Helfer des polnischen Dolmetschers im Lager Kleestraße.

<sup>26</sup> Aufgrund einer ausführlichen Situationsbeschreibung hat es sich höchstwahrscheinlich um die Mineralwasser- und Likörfabrik Carl Werner, Norrenbergstr. 12 A, gehandelt

<sup>27</sup> Gaststätte August Westermann, Rübenstraße 60. - Das Erlebnis mit Valentina, war Boris' erstes Rendezvous, gleichzeitig aber auch das letzte in Deutschland. Der ‚Wecker‘, den er ihr schenken wollte, war eine schwere steinerne Kaminuhr, die auf unerfindlichen Wegen ins Lager Kleestraße geraten war.

<sup>28</sup> Boris Glatshenko, arbeitete zeitweilig auch bei der Firma Hennemann wie Boris Ch. und Tagebuchschreiber Baschew. - Grigorij Selin, kurz Grischa, war einer der besten Freunde von Boris Ch., kam bei Kriegsende für kurze Zeit nach Buchenwald. Starb 1993.

<sup>29</sup> Die Gaststätte war eine Eckgaststätte mit Hauseingängen in der Rübenstraße und der Gosenburg.

<sup>30</sup> Die in dieser Arbeit mehrfach zitierte Zeugin ZZw-13, Nadeschda K.

<sup>31</sup> Die frühere Straßenbahn-Endhaltestelle ‚Walterstraße‘ in Heckinghausen.

*erfuhr, hatten sie Valentina zur Gestapo mitgenommen.*

*Nach zwei oder drei Tagen schickte Wladimir die Nadja zu August, um eine Bandage und Kaliumpermanganat zu holen. Nadja kam nicht zurück und ich habe sie damals nicht mehr niedergetroffen. Aber nach vielen Jahren erzählte mir Nadja mal:*

*„Ich hatte August erzählt, Boris [=der Erzähler Boris Ch.] sei verwundet und hatte ihn um Kaliumpermanganat und noch um einige Lebensmittel gebeten. Er gab mir alles und ließ mich durch den Hinterausgang gehen. An der Straßenbahnhaltestelle stand die verräterische Valentina mit ihrer Freundin und mit den Gestapolenten. Sie ließen mich in die Straßenbahn steigen und nahmen mich dann fest. So kam ich zur Gestapo.“*

*Damals wußten wir aber nichts davon. Nach einer Woche sagte uns Grischa, daß man Valentina freigelassen habe und [sie jetzt] im Lager in der Ackerstraße wohne.<sup>32</sup> Ich war zuvor selbst nie in diesem Lager gewesen, aber ich wollte gerne wissen, was die Gestapolente von Valentina gewollt hatten. Ich ging mit Valentin Losow dahin. Aber alle rieten uns ab, wir sollten nicht dahingehen, Valentina könne ein Spitzel sein. Wir kamen ein bißchen früher an als geplant war und sahen uns um. Die Fenster der Zimmer, wo ein Tanzabend stattfinden sollte, gingen auf den Hof hinaus und es gelang uns, ein Fenster aufzumachen. Es kamen die Musiker, Italiener, und das Publikum, das hauptsächlich aus Frauen bestand, versammelte sich nun auch langsam. Ich stand die ganze Zeit neben dem Fenster, aber unsere Aufmerksamkeit, Losows und meine, war nur auf die Eingangstür gerichtet. Da erschien die lächelnde Valentina. Ich bat Sie: Nun erzähl' mir doch mal...:*

*„Man hat mir bei der Gestapo Dein Foto gezeigt,<sup>33</sup> aber ich habe gesagt, daß ich Dich nie zuvor gesehen und erst gestern kennengelernt hätte...“*

*Sie hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als plötzlich Wladimir,<sup>34</sup> Grischa und Boris erschienen.*

*„Ich hatte Euch doch gebeten, daß ihr nicht herkommt...“ - „Wir kamen nur hier vorbei und überlegten, mal kurz hereinzuschauen...“*

*In diesem Moment schrie jemand: „Polizei!“ - Ich stürmte zur Treppe, aber es war zu spät. Zwei Polizisten und Witka das ‚Hinkebein‘ kamen die Treppe herauf. Ich lief zum Fenster, öffnete es und sprang hinaus. Losow machte sofort das Fenster zu. Ich landete glücklich, beinahe auf dem Kopf von Max. Max war der neue Chef im Lager in der Kleestraße. Er hatte so was nicht erwartet und sprang vor lauter Schreck zur Seite und richtete dann seine Pistole auf mich. (...)*

Dem neuen Lagerleiter „Max“ war Boris Ch. bei seiner plötzlichen Flucht praktisch in die Arme gesprungen. Max zog seine Pistole, die aber nicht geladen war. Boris Ch. lachte, stieß ihn zur Seite und floh. Der hinkende Max hatte die auf der Straße spielenden Kinder zur Jagd aufgefordert. Weil alle - einschließlich des Gejagten selbst - immer riefen: „Haltet ihn!“ waren die Passanten so irritiert, daß sie nicht wußten, ob sie jemanden - und wenn dann wen - festhalten sollten. Bei der wilden Verfolgungsjagd in den Häuserblocks zwischen Kleestraße, Ackerstraße, Werlestraße und Heckinghauser Straße, quer durch Hausruinen, über Straßen und wieder in Hausruinen hinein, konnte Boris Ch. seinen Verfolgern entkommen.

Nach wenigen Tagen machte sich Boris Ch. zunächst in Richtung Köln, dann nach Kassel auf, gemeinsam mit anderen geflohenen Ostarbeitern. Unterwegs teilte sich die Gruppe, die eine Hälfte wurde festgenommen. Mit seinem Kameraden Valentin Losow kam er nach Kassel und prompt gerieten beide bei ihrem Eintreffen in einen Bombenangriff. Sie wollten nicht in einen Bunker weil sie befürchteten, als flüchtige Ostarbeiter erkannt zu werden. Dafür liefen sie

---

<sup>32</sup> Ackerstraße 12, Russinnenlager der Firma Mittelsten-Schee

<sup>33</sup> Original: Ich habe Dein Foto gesehen....

<sup>34</sup> Wladimir K., späterer Ehemann der Zeugin ZZw-13, Nadeschda K.

während des Angriffs allerdings einer Streife direkt in die Arme. Es passierte aber gar nichts, statt dessen erklärte man ihnen den Weg ins nächste Lager. Die wenigen Wochen bis Kriegsende verbrachte Boris Ch. in diesem Lager und arbeitete in einer Kasseler Firma.

*„Ich würde auch noch [gerne] etwas über Valentina aus dem Limonadenladen wissen, ich habe sie in meinen Lebenserinnerungen erwähnt. Ich weiß nicht, wer sie war. (...) Mir ist auch über Schenka und Kriwonos [=Krummnase] nichts [weiter] bekannt. Über Valentina habe ich alles geschrieben, was ich weiß. Ob sie für die Gestapo gearbeitet hat oder nicht, weiß ich nicht. Es ist möglich, aber es gibt keine Beweise und Meinungen und Vermutungen bleiben nur Vermutungen und sonst nichts. Ich werde versuchen sie zu finden um von ihr persönlich zu erfahren, was sie damals, während unserem Treffen im Frauenlager in der Ackerstraße 12, nicht erzählt hat.*

Die Gestapo in Wuppertal - Außenstelle der Gestapoleitstelle Düsseldorf - war personell nicht sehr stark besetzt. Daher wird es sich an einigen Stellen, bei denen zuvor der Begriff „Gestapo“ genannt ist, durchaus um Kriminalpolizei gehandelt haben. Mutmaßlich stehen die Fahndungsmaßnahmen der Polizei in Zusammenhang mit den Ereignissen, die den Burgholz-Morden vorausgingen. Im Zuge dieser Fahndung wurde systematisch Jagd auf ‚Ostarbeiter‘ gemacht. Dabei nahm man 80 Verdächtige fest, teils gezielt teils willkürlich. Später wurden 30 dieser 80 Festgenommenen, darunter sechs Frauen, im Burgholz erschossen (März 1945). Einen anderen Teil schickte man noch in den letzten Kriegstagen nach Buchenwald.

Über das Lager Kleestraße:

*Ich träume von Wuppertal,  
Ich träume oft von der Schule,  
Und unserer riesengroßen Halle,  
Und von den Drei-Etagenbetten.  
Aber wo sind meine Freunde geblieben?  
Wo ist der Grischa, Ericka und Borka?  
Sie sind für immer weg,  
Und unser Leben war so bitter...*

Boris Ch. im August 2001

© Dr. Florian Speer, Wuppertal